

TILLI SCHULZE
LORNA COLLIER

Das
Mädchen,
das von
Freiheit
träumte



Weltbild Premiere

Das Mädchen, das von Freiheit träumte

Tilli Schulze

Das Mädchen, das von Freiheit träumte

Aus dem Amerikanischen
von Simone Jakob

Weltbild

Das im Text zitierte Lied »Die Gedanken sind frei« ist ein Volkslied aus dem 18. Jahrhundert, dessen Verfasser unbekannt ist. Weitere Zitate stammen aus dem Lied »Nun ade, du mein lieb Heimatland«, das im 19. Jahrhundert von August Disselhoff geschrieben und komponiert wurde.

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
Copyright © 2004, 2005 by Lorna Collier and Otilie Schulze
Published by Arrangement with Otilie Schulze and Lorna Collier
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2017 (für die deutschsprachige Ausgabe.
Die Verlagsausgabe erscheint 2018 bei Rütten / Loening, einer Marke der Aufbau Verlag
GmbH & Co. KG)

Übersetzung: Simone Jakob
Covergestaltung: Atelier Seidel, Teising
Covermotiv: istockphoto/Givaga; Nata Snow
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
978-3-8289-5815-9

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

Für Herbert, Barbara, Erich, Regina, Kirsten und Monika.
Dieses Buch ist euch gewidmet.

Anmerkung der Autorin

Ich bin keine Heldin.

Ich habe nicht mehr gelitten als andere Kinder, weder im Zweiten Weltkrieg noch danach, als die Russen die Macht übernahmen. Genauer gesagt habe ich sogar weniger durchgemacht als viele.

Ich habe niemandem das Leben gerettet und habe zu keiner dramatischen Rettung außer meiner eigenen beigetragen. Keiner aus meiner Familie ist gestorben.

Warum also sollte man meine Geschichte lesen?

Weil meine Erfahrungen typisch sind für das, was viele Kinder (und junge Frauen) in Ostdeutschland während des Zweiten Weltkriegs und in der grausamen Zeit danach erleben mussten – und doch ist es ein weitgehend unbekannter Teil der Geschichte. Viele Menschen wissen schlicht nichts davon.

Ich habe 1991 an diesem Buch zu arbeiten begonnen, zwei Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer, als Deutschland nicht länger in West und Ost, in frei und unfrei geteilt war. Endlich konnte ich wieder in meine Heimat reisen und das Dorf besuchen, in dem ich aufgewachsen bin. Ich traf alte Freunde, Nachbarn und Verwandte wieder, die dort gefangen waren, ohne Möglichkeit zu entkommen. Ich besuchte das Grab meines Bruders, betrat mein ehemaliges Elternhaus, ging durch den Park, wo ich als kleines Mädchen so oft meinen Träumen nachhing.

Und ich erinnerte mich.

Ich erinnerte mich daran, was mir, meiner Familie und unzähligen anderen angetan wurde. Erst unter Hitler, dann unter Stalin. Beide verweigerten uns das Recht, frei zu denken, zu reisen, zu arbeiten, zu schreiben, unsere Religion auszuüben und so zu leben, wie wir es wollten – worauf zum Teil die Todesstrafe stand.

Als ich von meiner Reise zurückkam, erzählte ich meinen Kindern,

was mir im Krieg und während der sowjetischen Besatzung passiert war. Es war schwer für sie, das zu hören, und schwer war es auch für mich, diese lang begrabenen Erinnerungen wieder ans Licht zu zerren – aber es war notwendig.

Nun möchte ich, dass auch der Rest der Welt davon erfährt, denn die Freiheit, die wir in Amerika genießen, ist ein kostbares Gut, das zu viele als selbstverständlich betrachten. Und man darf nicht vergessen, dass zu den vielen Opfern des Krieges nicht nur Soldaten, sondern auch die normalen Menschen zählen – vor allem sind es die Kinder, die in den Kriegen, die die Mächtigen anzetteln, zwischen die Fronten geraten.

Ich will die Deutschen und ihre Taten während der Nazi-Herrschaft nicht verteidigen oder das schreckliche Leid der Juden und der anderen Holocaust-Opfer in irgendeiner Weise herunterspielen. Alles, was ich möchte, ist, meine Geschichte zu erzählen – das, was ich im Laufe meines Lebens erfahren habe.

Und obwohl ich viele traurige, schreckliche Dinge gesehen habe, geht es in meiner Geschichte auch um Hoffnung. Die Hoffnung, dass wir alles überstehen können, wenn wir Widerstand leisten, und sei es nur in unseren Gedanken, so wie meine Mutter. Dieses Buch ist ihr und ihrem leise gesummten Aufbegehren gegen jene gewidmet, die glaubten, über ihr Leben bestimmen zu können.

Dies ist der Versuch zu berichten, was ich von 1939 an und in den ersten fünf Jahren der sowjetischen Besatzung erlebt habe. Ich habe mich bemüht, mich so genau wie möglich an das, was ich erlebt, und die Gefühle, die ich empfunden habe, zu erinnern, dennoch mussten einige Gespräche notgedrungen rekonstruiert werden. Trotzdem hoffe ich, dass es mir gelungen ist, die Quintessenz einer Unterhaltung, die Stimmung eines bestimmten Augenblicks oder die Eindrücke einer Begegnung wiederzugeben.

Dies ist meine Geschichte.

Tilli Horn Schulze

Die Gedanken sind frei

Die Gedanken sind frei,
wer kann sie erraten,
sie fliehen vorbei
wie nächtliche Schatten.
Kein Mensch kann sie wissen,
kein Jäger erschießen,
es bleibt dabei:
die Gedanken sind frei.

Und sperrt man mich ein
im finsternen Kerker,
das alles sind rein
vergebliche Werke;
denn meine Gedanken
zerreißen die Schranken
und Mauern entzwei:
die Gedanken sind frei.

Die Gedanken sind frei
Deutsches Volkslied, Verfasser unbekannt

TEIL I

Prolog Herbst 1944

Es ist Nacht und sie sind wieder da: die feindlichen Flieger. Ein nicht enden wollendes Donnerröllen in der Ferne, das immer lauter wird, meine Träume durchdringt und sie in tausend Stücke sprengt, sodass ich aus dem Schlaf hochschreke.

Meine Mutter, die neben mir im Bett liegt, ist ebenfalls wach und streichelt mir den Arm, aber wir sprechen kein Wort. Ich zwingen mich, ruhig weiterzuatmen. Sie schweigt.

Ich ziehe mir die Decke in der Dunkelheit bis unter das Kinn. Das Dröhnen und Heulen nimmt zu, aber wir können nichts tun außer abzuwarten.

Die Fensterscheiben klirren. Die Erde bebt. Das Donnern ist jetzt so nah, dass ich es überall um mich herum höre und spüre – nur sehen kann ich es nicht. Am liebsten würde ich weinen oder schreien, aber ich weiß nur zu gut, dass es nichts nützen würde.

Ich schließe die Augen und presse mir die Hände auf die Ohren, versuche den Lärm auszublenden, suche Zuflucht in der Dunkelheit meines Geistes. Minuten vergehen und schließlich wird das Donnern, Heulen und Dröhnen leiser. Ich atme auf, entspanne mich langsam. Vielleicht schaffe ich es sogar, noch vor dem Morgengrauen einzuschlafen, bis ich meine häuslichen Pflichten erledigen und mich auf den drei Kilometer langen Schulweg machen muss.

Dann: ein ohrenbetäubendes Krachen.

Das Haus erzittert, Explosionen überall – über mir, unter mir, um mich herum. Wieder und wieder. Schreckliche dumpfe Einschläge, als würden Riesen vom Himmel stürzen, als würde die Erde sich auftun, um uns alle zu verschlingen. *Lieber Gott, hilf mir, hilf mir, hilf mir.*

Bomben. Das Geräusch fallender, detonierender Bomben. Ich

habe es schon einmal gehört, leiser damals, weiter entfernt. Jetzt klingt es, als würden sie direkt nebenan einschlagen.

Wieder versuche ich diesen schrecklichen Lärm aus meinen Ohren, aus meinem Geist auszublenden, nicht mehr daran zu denken, wo die Bomben einschlagen – auf leeren Feldern, in Geschäften oder Schulen? Oder in Wohnhäusern mit schlafenden Menschen, in denen Kinder wie ich, noch schlaftrunken, sich unter der Bettdecke verkriechen?

Ich bin zehn Jahre alt. Ich lebe mit diesem Krieg, seit ich fünf bin. Als die Bomber anfangen, über unsere Köpfe hinwegzufliegen, sagten alle, uns würden sie nie bombardieren, unser kleines Bauerndorf im Nordosten Deutschlands sei dafür zu klein, zu unwichtig. Wir seien hier sicher. Sogar meine Mutter behauptete das, wenn sie mich an sich drückte, mir sagte, ich solle ruhig sein, mir keine Sorgen machen.

Jetzt liegt sie wie erstarrt neben mir. Wir haben hier keine Luftschutzbunker wie die Menschen in der Stadt, keine Keller, keinen Ort, wo wir uns verstecken können.

Neben dem Bett an der Wand hängt ein Bild von Jesus am Kreuz, das ich in der Dunkelheit kaum ausmachen kann. Als Schutz vor den Luftangriffen müssen wir nachts die Fenster mit schwarzem Verdunkelungsstoff verhängen und dürfen keinen Strom und keine Kerzen benutzen. Aber meine Augen haben sich an die Dunkelheit gewöhnt, außerdem kenne ich das Bild in- und auswendig, so oft habe ich es in den letzten Jahren angestarrt, seit ich im Erdgeschoss bei meiner Mutter schlafe.

Ich fand das Bild immer verstörend – wegen des Bluts, das Jesus die Arme hinunterfließt, vor allem aber wegen des gequälten Ausdrucks in seinen Augen. Ich fragte mich immer, wie es sich anfühlt, ans Kreuz genagelt zu werden, hilflos den Blicken der Welt ausgeliefert.

»Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein«, flüstere ich das Gebet, das ich jeden Abend spreche, seit ich denken kann.

Ich hoffe inständig, dass es hilft – dass es irgendwo einen Jesus gibt, der mich hört.

Die Bombardierung geht weiter. Wieder und wieder stürzt der Tod im freien Fall vom Himmel. Ich beginne zu zittern, mir klappern die Zähne und ich weiß, ich kann das hier, diesen Moment, nicht länger ertragen. Ich zwingen mich, nicht mehr angestrengt zu lauschen, zu denken, mir Sorgen zu machen, mir vorzustellen, was draußen vor sich geht, und erschaffe mir in meiner Fantasie andere Orte – wunderschöne, sichere Orte, wo ich lachen und spielen darf, bis keine Bomben mehr fallen und ich wieder nach Hause kann.

Manchmal besuche ich dann ein Haus, das aus den köstlichsten Süßigkeiten besteht und durch das ich mich hindurchessen kann. Manchmal reite ich auf Max, einem unserer beiden Pferde, über eine Wiese; Moritz, das andere, läuft frei neben mir her und scheint nur aus Muskeln, Mähne und reiner Lebensfreude zu bestehen. Ich führe beide zu einem herrlich erfrischenden Bad in den Teich, dann lege ich mich auf die Wiese, wo ich, umgeben von langen Grashalmen und Wildblumen, versuche, die warme Brise mit der Zunge zu schmecken – so glücklich, wie man nur sein kann.

Andere Bilder mischen sich in meinen Traum – Erinnerungen an die Zeit vor und kurz nach Kriegsbeginn, als mein Leben noch normal war –, und ich frage mich, ob ich je wieder glücklich, je wieder in Sicherheit sein werde.

1
September 1939

Als ich zum ersten Mal vom Krieg hörte, spielte ich gerade hinter dem Kindergarten im Sand. Es war ein warmer Herbsttag und die spärlichen, spätsommerlichen Sonnenstrahlen wärmten mir den Kopf, während ich aus dem feuchten gelben Sand vor mir eine prächtige Burg baute. Darin lebte eine bezaubernde Prinzessin mit goldenen Haaren und einem smaragdgrünen Gewand. Draußen lauerten böse, Feuer speiende Drachen, aber hinter den dicken Mauern meiner Burg war die Prinzessin vor ihnen sicher.

Plötzlich kam Hans angerannt, völlig außer Atem.

»Du rätst nie, was ich gerade gehört habe, Tilli!«, rief er.
»Deutschland ist im Krieg!«

Verwirrt starrte ich ihn an. Ich wusste nicht genau, was Krieg überhaupt ist, hatte nur die vage Vorstellung, dass es etwas mit Soldaten und Waffen zu tun haben musste.

»Ehrlich?«, fragte ich. Ich war mir nicht sicher, ob ich ihm glauben sollte. Hans dachte sich manchmal Geschichten aus.

»Mein Cousin muss vielleicht auch in den Krieg«, sagte Hans.
»Meine Tante sitzt zu Hause und weint sich die Augen aus.«

Das beunruhigte mich. Ich hatte noch nie einen Erwachsenen weinen sehen.

Hans rannte weiter, um die Neuigkeiten den anderen zu erzählen. Ich häufte weiter Sand auf meine Burg, um sie größer und stärker zu machen. Bald hatte ich Hans wieder vergessen.

Als der Kindergarten aus war, rannte ich über eine Wiese, bog in die Straße ein, in der ich wohnte, und legte den Rest des Wegs im kühlen Schatten unter den Kronen der Linden zurück, die sich darüber wölbten wie ein Regenbogen aus Hunderten winziger, herzförmiger Blätter. Ich lief zu unserem Tor und hüpfte durch den Blumengarten meiner Mutter ins Haus.

Wenn ich nachmittags aus dem Kindergarten kam, war meine Mutter meist in der Küche und bereitete das Abendessen vor. Sie begrüßte mich mit einer Umarmung und einem Kuss und manchmal gab es auch eine kleine Leckerei für mich. Aber heute war sie nicht da. Der große Küchenherd war kalt, der lange Holztisch leer.

Ich rannte nach draußen auf den Hof und rief: »Mami! Mami!«

Eine rot getigerte Katze huschte auf einen Baum. Wir hatten so viele, dass ich mir nicht die Mühe machte, ihnen Namen zu geben. Bello, unser riesiger Wachhund, kam schwanzwedelnd und mit heraushängender Zunge auf mich zu. Ich tätschelte ihm den bulligen Kopf. Meine Eltern waren nirgends zu sehen.

Ich ging zurück in die Küche. »Mami?«, rief ich in die Stille hinein.

Dann hörte ich Schritte; meine Mutter kam aus der guten Stube am hinteren Ende des Hauses, die wir sonst tagsüber nicht nutzten, gefolgt von ihrem Hund Fanni, der ihr auf Schritt und Tritt folgte.

»Hallo Tilli. Hattest du einen schönen Tag?«, sagte Mami und breitete die Arme aus.

»Wo bist du gewesen?«, fragte ich, umarmte sie und bückte mich, um Fanni zu streicheln.

»Ich habe Radio gehört.«

Jetzt hörte ich leise, krächzende Männerstimmen. Meine Eltern hatten im Wohnzimmer ein Radio, das aber nur abends eingeschaltet wurde, wenn Musik lief.

»Hitler, dieser Vollidiot!«, rief mein Vater aus dem Wohnzimmer. Dass mein Vater so früh zu Hause war und nicht auf dem Feld, war ungewöhnlich. Dass er über Hitler schimpfte, der Deutschland regierte, seit ich denken konnte, war nichts Neues. Mein Vater konnte Hitler nicht leiden und hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. Meine Mutter wurde dann immer ganz nervös. »Nicht so laut!«, zischte sie und schaute über ihre Schulter, als erwartete sie, dass Hitler höchstpersönlich durch die Tür gestürmt kam, um ihn zu bestrafen.

Ich half meiner Mutter, den Tisch zu decken, und stellte die Teller fürs Abendessen auf den Tisch: für meine Eltern, für Wilhelm, unseren Knecht, der bei uns wohnte, für meine Brüder Heinz und Helmut, die elf und zwölf Jahre alt waren und zur Volksschule gingen, und für Paula, meine ältere Schwester, die fünfzehn war und nicht mehr zur Schule ging; und für mich, Tilli, fünf Jahre und jüngstes Mitglied der Familie Horn.

Meine Mutter sumgte leise ein Lied, das sie in letzter Zeit öfter sang: »Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten? Sie fliehen vorbei, wie nächtliche Schatten.«

Sonnenstrahlen fielen durch die feinen Spitzengardinen am Fenster, brachen sich im Besteck und bildeten Prismen in feurigen Farben – Orange, Gelb und Rot –, die durch den Raum huschten und über das Gesicht meiner Mutter tanzten. Plötzlich fiel mir wieder ein, was Hans mir im Sandkasten erzählt hatte.

»Mami, Hans sagt, dass Deutschland im Krieg ist.«

Meine Mutter verstummte, legte den Pfannenwender weg und kniete sich mit ernstem Blick neben mich. »Manchmal haben die Leute ganz verrückte Ideen, Tilli. Sie glauben, sie können in ein anderes Land gehen und es sich einfach nehmen.«

Ich war verwirrt.

Meine Mutter versuchte es noch einmal. »Es stimmt, Deutschland ist im Krieg. Wir sind in Polen einmarschiert. Aber das ist bald wieder vorbei.«

»Hans sagt, sein Cousin muss vielleicht in den Krieg ziehen«, sagte ich. »Müssen Helmut, Heinz und Hugo auch in den Krieg ziehen?«

Hugo, mein dreizehnjähriger Bruder, war taub und lebte nicht bei uns. Er ging auf eine spezielle Schule in einer Stadt, die mehrere Stunden Zugfahrt entfernt lag, und kam nur an Feiertagen und in den Ferien nach Hause.

»Nein, um die Jungs müssen wir uns keine Sorgen machen«, sagte meine Mutter. »Sie sind noch zu jung, um in den Krieg zu ziehen. Und bis sie alt genug sind, ist der Krieg längst vorbei.«

Meine Mutter wandte sich wieder dem Herd zu und ich ging

ins Wohnzimmer. Zu meiner Überraschung war nicht nur mein Vater dort, sondern auch Wilhelm. Beide beugten sich über das Radio.

Ich wollte mich auf den Schoß meines Vaters setzen, aber der ließ es nicht zu. »Jetzt nicht!«, fuhr er mich an.

»Wir hören uns gerade wichtige Nachrichten an«, flüsterte Wilhelm mir sanfter zu.

Wilhelm war nicht nur unser Knecht, sondern auch mein Patenonkel. Zu meinem zweiten Geburtstag hatte er mir eine Puppe mit Puppenwagen geschenkt – das einzige Spielzeug, das ich besaß. Die Puppe war aus Porzellan, trug ein blau-weißes Dirndl und hatte lange braune Haare wie meine, und goldbraun gefleckte Augen mit langen, echt wirkenden Wimpern. Ich hatte ihr den Namen Doris gegeben. Meine Mutter fand, Doris sei zu wertvoll, um sie anzufassen, geschweige denn, mit ihr zu spielen, und so lag sie immer in ihrem Kinderwagen in einer Ecke des Zimmers, das ich mir mit Paula teilte. Manchmal legte ich mich bäuchlings davor auf den Holzfußboden, überlegte, was Doris wohl dachte, und vertraute ihr meine Geheimnisse an. Paula lachte mich deswegen aus.

»Habt ihr es schon gehört?«, rief Helmut, der atemlos und mit gerötetem Gesicht ins Wohnzimmer platzte, das dicke, dunkle Haar stand ihm wirr vom Kopf ab. Heinz folgte ihm wie immer auf dem Fuße; obwohl er ein Jahr älter war als Helmut, war er mindestens einen Kopf kleiner und kam mit seinen kürzeren Beinen nicht so schnell hinterher. Meine Eltern hatten Heinz adoptiert, als er noch ein Baby war. Mit seinen lockigen, hellbraunen Haaren und dem schiefen Grinsen sah er keinem aus unserer Familie ähnlich, aber das war uns egal. Er war für mich nie etwas anderes gewesen als mein Bruder, genau wie Helmut; die beiden verbrachten jede freie Minute zusammen.

Zwischen meinen Brüdern, meinem Vater und Wilhelm entspann sich eine hitzige Diskussion. Ich bekam nur Bruchstücke der Unterhaltung mit und das meiste davon verstand ich nicht »... werden Polen einnehmen«, »... gehörte uns von Anfang an«,

»... höchstens sechs Wochen ...«, »Hitler, dieser Vollidiot!« Mein Vater sah wütend aus, Wilhelm und meine Brüder eher aufgeregt. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte. Zwar weinte niemand, aber der besorgte, angespannte Gesichtsausdruck meiner Mutter beunruhigte mich. Ich hatte das Gefühl, den Halt zu verlieren und der Boden unter meinen Füßen würde nachgeben wie trockener Sand.

2 Herbst 1939

Wie sich zeigte, waren meine Sorge und mein Unbehagen nicht unbegründet, denn nach Kriegsbeginn war plötzlich alles anders.

In den ersten Kriegsmonaten verbrachten alle – meine Eltern und Brüder, die Nachbarn – jede freie Minute damit, über den Krieg zu reden, die Kriegsberichterstattung im Radio zu hören und in der Zeitung zu lesen. Unser Nachbar Herr Pech, der Großvater meiner Freundin Lori, kam abends vorbei, um zusammen mit meinem Vater Radio zu hören. Beide verabscheuten Hitler und ließen eine Schimpftirade nach der anderen los, wenn die undeutlichen Stimmen im Radio die Nachrichten verkündeten.

»Hitler, dieser Esel!«, brüllte Herr Pech.

»Der Vollidiot!«, pflichtete mein Vater ihm bei.

Meine Mutter funkelte sie an und versuchte sie zum Schweigen zu bringen, und wenn das nicht klappte, summte sie »Die Gedanken sind frei«, während sie den Boden fegte. Dabei spähte sie immer wieder ängstlich zum Fenster hinüber, als würde sie jemanden erwarten, obwohl ich mir nicht vorstellen konnte, wer uns an diesen kalten, nassen Herbstabenden besuchen kommen sollte, an denen die Sonne schon um vier Uhr nachmittags unterging, es in Strömen regnete und der stürmische Wind die strengen Radiostimmen manchmal in gespenstische Echos zerstreute.

Ich wurde kaum noch beachtet und niemand erklärte mir, was los war. Es kam mir vor, als wären alle, die mir etwas bedeuteten, von einer dicken Mauer umgeben und ich würde davorstehen, ohne zu wissen, welche schrecklichen, beängstigenden Dinge dahinter vorgingen, ohne etwas tun zu können.

Ich versuchte mich abzulenken, indem ich an etwas anderes dachte, wie etwa an die glücklichen Kinder in meinen Bilderbüchern, oder daran, wie weich sich Fannis Fell unter meinen Fin-

gern anfühlte, wenn ich sie streichelte. Wenn ich nur ruhig abwartete, würde das Gerede über den Krieg schon irgendwann aufhören. Dann könnten wir all das vergessen und meine Eltern würden nicht mehr ständig mit angespannter, unglücklicher Miene herumlaufen oder sich streiten. Unser Leben würde endlich wieder friedlich sein.

Die Einzige in meiner Familie, die sich keine allzu großen Sorgen über den Krieg zu machen schien, war meine Schwester Paula. Wenn sie nicht mit Hausarbeit beschäftigt war, ging sie zu ihren Treffen vom Bund Deutscher Mädels. Paula gefiel es dort. Sie und ihre Freundinnen trugen schicke Uniformen mit Krawatte, machten Waldwanderungen, sangen Lieder und halfen alten Menschen im Haushalt. Ich sprach nie mit ihr über den Krieg, weil wir sowieso kaum miteinander redeten. Wir teilten uns zwar ein Zimmer, aber sie war mit ihren fünfzehn Jahren für mich mehr wie eine Tante als eine Schwester – praktisch erwachsen. Ich war für sie nur ein dummes, nerviges kleines Kind.

Obwohl der Krieg angeblich bald vorbei sein sollte, beschloss meine Mutter, Essensvorräte anzulegen, nur für den Fall. Sie und Paula kochten mehr Obst und Gemüse ein als sonst, füllten Gläser mit Kirschen, Tomaten, Roter Bete und Steckrüben, glänzende Einmachgläser, die auf unserem Tisch aufgereiht standen wie Soldaten.

Ich hatte währenddessen nicht allzu viel zu tun. Ich war noch zu jung, um bei der Feldarbeit oder im Haushalt zu helfen. Wenn ich nicht im Kindergarten war, versteckte ich mich im Blumenkasten, jagte hinter den Hofkatzen her oder besuchte Max und Moritz, unsere Pferde.

Manchmal spielte ich auch mit meiner besten Freundin Klara, die nebenan wohnte und deren Haus durch eine gemeinsame Mauer mit unserem verbunden war. Ihre Familie, die Oleniczaks, waren unsere besten Freunde; ihre Brüder unternahmen viel mit meinen Brüdern und Paula war mit Klaras älteren Schwestern Trudi und Marie befreundet. Auch unsere Mütter standen sich sehr nahe. Klara und ich hatten am selben Tag Geburtstag, aber

sie war zwei Jahre älter als ich. Sie musste öfter zu Hause helfen und hatte nicht so viel Zeit, wie ich es mir gewünscht hätte. Aber wann immer wir konnten, spielten wir Hüpfkästchen im Hof oder pflückten im Herbst die halb verwelkten Blumen von den braunen Stängeln.

Manchmal blieb ich zum Abendessen. Weil die Oleniczaks aus Polen kamen, gab es bei ihnen andere Gerichte als bei uns zu Hause, zum Beispiel Fruchtsuppe mit Klößen. Ich war gern bei Klaras Familie, nicht nur wegen des Essens. Es war eine willkommene Abwechslung, Zeit mit diesen sanftmütigen, ruhigen Menschen zu verbringen. In Klaras Familie wurde nie jemand laut, während bei mir zu Hause immer irgendwer – meist mein Vater – herumbrüllte, was mich verunsicherte und verstörte.

Eines Tages kurz nach Kriegsbeginn kam ein Wehrmachtsoffizier zu uns. Er trug eine Uniform und hatte ein offizielles Dokument dabei – einen Einberufungsbescheid für Wilhelm, dem nur zwei Tage Zeit blieben, sich zur Grundausbildung im knapp fünfzig Kilometer entfernten Rostock zu melden. Danach konnte er überallhin versetzt werden, wo die Armee ihn haben wollte.

Ich verstand anfangs nicht einmal, was »Einberufung« bedeutete. Als meine Brüder es mir erklärten, kam mir das Ganze schrecklich ungerecht vor: Wie konnte man einen Menschen dazu zwingen, Soldat zu werden und mit einem Gewehr auf andere Menschen zu schießen und sich der Gefahr auszusetzen, selbst erschossen zu werden, wenn er doch eigentlich nur Weizen säen und Kartoffeln ernten wollte? Als ich meinen Brüdern das sagte, lachten sie mich aus.

Wilhelm selbst sprach mit uns kaum darüber. Er war noch stiller als sonst, beklagte sich aber nicht oder schrie herum – anders als mein Vater, der natürlich wieder lautstark gegen Hitler wetterte, während meine Mutter versuchte, ihn zu beschwichtigen. Sie war an diesen beiden Tagen besonders nett zu Wilhelm. Sie erklärte uns, Wilhelms Eltern wohnten zu weit weg und könnten sich nicht persönlich von ihrem Sohn verabschieden.

An dem Tag, als Wilhelm abreisen musste, brachten wir ihn zusammen mit den Oleniczaks zu Fuß zum Bahnhof. Nachbarn kamen ans Fenster oder in den Hof und riefen ihm etwas zu, wenn wir an ihnen vorbeikamen. Mehrere Leute rannten sogar zu ihm, umarmten ihn und wünschten ihm viel Glück.

Wilhelm wirkte überrascht über den warmherzigen Abschied. Einmal sah ich, wie er sich verstohlen mit dem Hemdsärmel über die Augen wischte. Er schenkte allen die Andeutung eines Lächelns und winkte unbeholfen.

Auf halbem Weg zum Bahnhof rannte ich zu Wilhelm und nahm seine große, raue Hand. Ich war überrascht, wie kalt sie sich anfühlte. Er sah mich ausdruckslos an, als wäre er schon ganz woanders, und einen kurzen Augenblick spürte ich seine Angst. Dann zwinkerte er mir zu und war wieder ganz der Alte. Er hob mich auf seine muskulösen, breiten Schultern, ich legte den Kopf auf sein lockiges blondes Haar, das schwach nach Laugenseife und Stroh roch, und ließ mich den restlichen Weg von ihm tragen. Am Bahnhof setzte Wilhelm mich wieder ab und wir warteten alle zusammen mit ihm am Bahnsteig auf den Zug.

»Gott hält seine schützende Hand über dich«, flüsterte meine Mutter Wilhelm zu.

»Ich weiß, Frau Horn«, flüsterte er zurück. »Vielen Dank.«

Mir wurde erst jetzt richtig bewusst, dass er tatsächlich wegfahren würde, an einen schrecklichen Ort namens Krieg, und ich bekam große Angst.

Dann war der große, bedrohliche Zug auch schon da. Unter gewaltigem Getöse fuhr er in das Bahnhofsgebäude ein und kam, quietschend und Rauch speiend, zum Stehen. Wir drängten uns um Wilhelm. Er umarmte uns zum Abschied, dann zog er sanft an einem meiner Zöpfe und lächelte mich mit traurigen Augen an.

»Sei schön brav, Tilli«, sagte er. »Ich komme bald wieder zurück.«

Ehe ich mich versah, hatte er sich umgedreht und war eingestiegen. Sekunden später tauchte er an einem der hinteren Fenster auf und winkte.

Ein Pfiff ertönte; der Zug fuhr an, glitt durch die Landschaft wie ein dunkler Baumstamm, der einen silbergrünen Fluss hinuntertrieb. Wir sahen ihm nach, bis er hinter einer Reihe von Feldern verschwand.

»Lieber Gott, bitte gib auf Wilhelm acht«, sagte meine Mutter.
»Mach, dass ihm nichts zustößt.«

»Amen«, sagte Klaras Mutter.

Dann gingen wir nach Hause. Auf der Straße war es still. Das gezwungene Lächeln, das die Erwachsenen aufgesetzt hatten, um Wilhelm zu schonen, war verschwunden und man konnte sehen, wie bestürzt sie eigentlich waren. Besonders meine Mutter.

In den nächsten Monaten wurden noch mehr junge Männer aus dem Dorf eingezogen. Klaras Brüder mussten alle drei am selben Tag fort, und es war schrecklich. Auch die beste Freundin meiner Mutter, Anna Theis, die vierzehn Kinder hatte, musste drei ihrer Söhne ziehen lassen.

Weil so viele Männer gehen mussten, war es inzwischen fast zu etwas Alltäglichem geworden. Die Dorfbewohner eilten nicht mehr nach draußen, um sich von ihnen zu verabschieden oder ihnen gute Wünsche zuzurufen, wie sie es bei Wilhelm getan hatten. Alle trösteten sich mit der Vorstellung, dass die eingezogenen Männer bald unversehrt nach Hause zurückkehren würden. Deutschland schlug sich bisher hervorragend, das wusste jeder. Der Krieg würde im Handumdrehen vorbei sein und dann würden wir endlich wieder ein normales Leben führen.

3 Herbst – Winter 1939

Weihnachten war immer meine liebste Zeit im Jahr gewesen, vom Advent über den Sankt Nikolaustag bis hin zu den Weihnachtsfeiertagen selbst. Aber nach Kriegsbeginn war Weihnachten nicht mehr so wie früher. Bei all den vertrauten, geliebten Ritualen spürte man eine unterschwellige Traurigkeit und die Abwesenheit der Männer im Dorf.

Trotzdem pflegten wir unbeirrt unsere Weihnachtsbräuche. Paula und ich sammelten draußen Tannenzweige, die meine Mutter zu einem Adventskranz für den Esstisch band. Der ausgebliebene Adventskalender wurde hervorgeholt und in der Küche an die Wand gehängt und ich durfte jeden Tag eines der kleinen Papptürchen öffnen, hinter denen sich Bilder verbargen – ein Glöckchen, ein Stern, einer der Drei Heiligen Könige -, während wir die Tage bis Weihnachten zählten.

Am 6. Dezember stellte ich meine geputzten Stiefel vorsichtig auf den matschigen Boden vor die Küchentür und hoffte, dass es nicht regnete und dass der Nikolaus der Meinung wäre, ich hätte eine Belohnung verdient.

Ich versuchte, nachts so lange wie möglich wach zu bleiben und darauf zu lauschen, wann der Nikolaus kam, aber irgendwann schlief ich doch ein und dann war es plötzlich Morgen. Ich rannte im Nachthemd nach unten, öffnete die Tür, durch die mir ein Schwall eisiger Luft entgegenschlug, und holte meine kalten Lederstiefel ins Haus, in denen ich noch warme Plätzchen fand, Vögel mit gespreizten Flügeln. Ich lächelte. Der Nikolaus wusste, dass ich brav gewesen war.

Einige Soldaten bekamen an Weihnachten Fronturlaub, aber Wilhelm und die Oleniczak-Brüder gehörten nicht dazu. Ich konnte es kaum ertragen, den leeren Platz am Tisch zu sehen, wo

Wilhelm sonst immer gegessen hatte, und fragte mich, ob er rechtzeitig zurückkommen würde. Es kam mir nicht richtig vor, ohne ihn zu feiern, schließlich war er immer dabei gewesen, hatte laut als Weihnachtslieder gesungen und mit mir Verstecken gespielt. Er fehlte mir. Es fühlte sich an, als wäre er schon seit einer Ewigkeit fort. Wir hatten seitdem nichts mehr von ihm gehört, nicht mal eine Postkarte hatten wir bekommen.

Wenigstens mein Bruder Hugo konnte mit uns feiern. Er kam ein paar Tage vor Weihnachten an, nach stundenlanger Zugfahrt aus Ludwigslust, wo er bei einer Familie untergekommen war und eine Schule für Gehörlose besuchte. Ich wünschte mir, Hugo könnte uns öfter besuchen. Er war groß, sah gut aus, hatte dunkle, gewellte Haare, ein strahlendes Lächeln und blaue Augen, mit denen er mich immer ganz eindringlich anschaute, wenn ich mit ihm sprach. Hugo konnte verstehen, was man sagte, indem er es von den Lippen ablas. Er hatte sogar gelernt zu sprechen, auch wenn seine Stimme eigenartig klang und ich Mühe hatte, ihn zu verstehen. Mein Vater war der Meinung, Hugo sollte Gebärdensprache lernen, aber Hitler hatte sie verboten. Mein Vater sagte, das liege daran, dass Hitler alle Menschen hasse, die anders waren.

Als Hugo nach Hause kam, sah meine Mutter so glücklich aus wie seit Kriegsausbruch nicht mehr. Sie sang Weihnachtslieder und redete nicht mehr über den Krieg; ich fragte mich, ob sie ihn wirklich vergessen hatte oder nur so tat.

Ein paar Tage vor Weihnachten kamen einige Freundinnen meiner Mutter mit ihren Kindern zum alljährlichen Plätzchenbacken zu uns. Das war einer meiner liebsten Weihnachtsbräuche: Die Küche war so überfüllt, dass wir kaum alle darin Platz fanden, der große Ofen brannte von morgens bis abends und machte es überall im Haus schön warm und der Duft von Hefe, Zucker, Zimt und Ingwer lag in der Luft. Die Frauen schwatzten und lachten, sangen Weihnachtslieder und manchmal, wenn sie sich unbeobachtet fühlten, tuschelten sie leise miteinander. Wenn sie unsere Blicke bemerkten, lächelten sie und ließen uns heiße, abgebrochene Stücke von Plätzchen stibitzen.

Endlich war es Heiligabend. Ich zog mein gutes Kleid an und ging mit meinen Brüdern und Paula zur Kirche in Boddin, die etwa eine Dreiviertelstunde von unserem Haus in Dölitze entfernt war und die wir jeden Sonntag mit meiner Mutter besuchten. Mein Vater kam nicht mit. Er gehörte der freikirchlichen Gemeinde der Siebenten-Tags-Adventisten an, die sich samstags zum Gottesdienst versammelte, ein ständiger Streitpunkt zwischen meinen Eltern. Ich konnte nicht verstehen, warum er nicht mit uns in die wunderschöne Evangelisch-Lutherische Kirche ging, die über tausend Jahre alt war, mit Holzschnitzereien, riesigen Buntglasfenstern und einem Kirchturm, der die höchsten Tannen überragte. Ich fühlte mich dort immer so friedlich, aber an Heiligabend fiel mir das Stillsitzen schwer – ich konnte es kaum erwarten, nach Hause zu kommen, um zu sehen, was meine Mutter für uns gekocht hatte, und die Geschenke auszupacken. Meine Brüder zappelten ebenfalls herum und Paula, die als Älteste für uns verantwortlich war, warf uns böse Blicke zu.

Endlich entließ uns der Pastor. Wir eilten nach Hause, stürmten in die Küche und da war er: der Duft des Weihnachtssessens meiner Mutter. Ein köstlicher Geruch nach Gans, Zwiebeln, Äpfeln und frisch gebackenem Brot schlug uns entgegen, als wir aus der feuchten Kälte, in der sich Schneeflocken in unseren Haaren sammelten, hereinkamen.

Meine Mutter erwartete uns schon. Sie wischte sich die Hände an der fleckigen Schürze ab und strich ihre braunen Strähnen unter das Kopftuch zurück. »Frohe Weihnachten«, sagte sie zu uns und ihr warmherziges Gesicht strahlte vor Liebe.

Sie drehte sich um und ging ins Wohnzimmer. Wir folgten ihr, begierig, den Baum zu sehen.

Vor der Kirche waren meine Brüder und mein Vater in den Wald gegangen und hatten eine Fichte gefällt, sie nach Hause geschleppt und, noch ganz schief, schmucklos und nackt, in einer Ecke aufgestellt. Jetzt war sie wie verwandelt. Die Flammen der Kerzen leuchteten hell auf den Zweigen, an denen mit Gold- und Silberfarbe bemalte Walnüsse neben roten und gelben Äpfeln hingen.

Ein glänzender Stern prangte auf der Spitze. Ich erhaschte einen Blick auf die Päckchen unter dem Baum. Die Geschenke des Christkinds, dachte ich aufgeregt.

Ich stellte mir immer vor, wie es mit seinem Heiligenschein inmitten von Sternen schwebte und mit einem heiteren Lächeln auf die winzigen Dörfer und größeren Städte herabblickte, die es alle irgendwie innerhalb einer Nacht besuchen würde.

Ich wollte sofort zum Baum laufen, aber meine Mutter drohte mir mit dem Finger. »Noch nicht!«, sagte sie. »Erst wird gegessen.«

Wir setzten uns an den Esstisch, wo mein Vater schon auf uns wartete. Alle Kerzen auf dem Adventskranz brannten, eine bestickte Tischdecke zierte den Tisch. Das gute Geschirr wurde erst am ersten Weihnachtsfeiertag benutzt und so hatte meine Mutter den Tisch mit dem Alltagsgeschirr gedeckt. Aber der Kerzenschein, der sich darin spiegelte, verlieh an diesem Tag allem in unserem kleinen alten Haus einen Hauch von Glanz und Magie. Obwohl wir in den Augen der meisten keine reiche Familie waren, speisten wir an diesem und den beiden folgenden Tagen wie die Könige. Ich schlang die weichen, mit Äpfeln und Zwiebeln gefüllten Hefeknödel und den heißen Eintopf aus Gänseinnereien und Kartoffeln hinunter und alles schmeckte mild, würzig und köstlich.

Nach dem Abendessen versammelten wir uns um unsere Mutter, die in einem Schaukelstuhl neben dem Baum Platz genommen hatte. Sie schlug die alte schwarze Bibel auf ihrem Schoß auf und las uns die Weihnachtsgeschichte vor. Dann fiel ihr Blick auf die Päckchen unter dem Baum.

»Du liebe Zeit! Das Christkind war ja schon da«, rief sie in gespielter Erstaunen aus, beugte sich vor und nahm ein Paar cremefarbene Socken. »Seht mal, was es für Tilli dagelassen hat«, sagte sie und reichte mir die Socken mit einem Lächeln. So gab sie allen ihre Geschenke außer sich selbst. Neue Schreibhefte für meine Brüder, eine Schürze für Paula, ein Glas Johannisbeermarmelade für meinen Vater – das alles wäre von reicheren Familien wohl als bescheiden angesehen worden, aber für mich war es perfekt.

Nachdem alle Geschenke verteilt waren, holte Helmut sein Akkordeon. Es war Zeit zu singen: Weihnachtslieder, Kirchenlieder, Volkslieder, wonach auch immer uns der Sinn stand. Der schreckliche, beängstigende Krieg war vergessen und rückte für ein paar Stunden in weite Ferne. Die Kerzen auf dem Baum leuchteten, und während um mich herum fröhliche Musik erklang, hatte ich das Gefühl, in einen Kokon aus Liebe, Geborgenheit und reinem Glück eingebettet zu sein.

Drei Wochen waren seit Weihnachten vergangen, als ich vom Kindergarten nach Hause kam und sah, wie ein fremder Wehrmachtsoffizier unser Haus verließ. Er hatte ein langes, strenges Gesicht und ging an mir vorbei, ohne mich zu bemerken, geschweige denn zu lächeln.

Ich kam in die Küche und war geschockt. Meine Mutter saß mit gefalteten Händen und gesenktem Kopf am Tisch und schaute auf, als sie mich kommen hörte. Tränen standen ihr in den Augen, ihr Kinn bebte, ihre Wangen waren gerötet.

Ich hatte meine Mutter noch nie weinen sehen.

»Oh, Tilli«, sagte sie, und es klang halb wie ein Flüstern, halb wie ein Schluchzen. »Hol deinen Vater. Geh und such deine Brüder und Paula.«

Ich rannte in den kalten, rutschigen Stall und rief alle zusammen.

Als jeder da war, zog meine Mutter mich auf ihren Schoß und verkündete uns die schreckliche Nachricht.

Wir hielten einander in den Armen, dann rannte ich nach oben und holte Doris aus ihrem Kinderwagen, obwohl ich sie ja eigentlich nicht anfassen durfte. Ich legte mich mit ihr aufs Bett, presste sie an mich und strich ihr über das seidige Haar.

Dann erzählte ich ihr, was meine Mutter uns erzählt hatte.

Mein Patenonkel Wilhelm würde nicht mehr nach Dölitz zurückkommen. Nie wieder.

Er war in Polen gefallen.